

Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme des Sonntags nachmittags 4—5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Auergebirge. Fernsprecher 53. Für unentgeltlich eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Infektionspreis: Die (ohne gelben Kopfschmelze oder deren Lack für Infanten eine Flasche) und dem Erwerbigen der Familienbesitzer in Amerzeburg 22 Pf. (auch 22 Pf. Salzsaure) 40 Pf. Bei größeren Packungen entsprechende Rabate. Anträge von Ausländern bis 1/2 Liter über 20 Pf. (auch 22 Pf. Salz) im Maß oder in der Erwähnungswelt. Die Gewähr nicht geleistet werden, wenn die Aufgabe des Infanten durch Fernverkauf erfolgt oder das Manuskript nicht deutlich lesbar ist.

Zeitungssprei: Durch unsere ein mal zwei bis heute monatlich 12 Pf. Bei der Postzeitung ab 10 Pf. Bei der Postzeitung ab 10 Pf. Bei der Postzeitung ab 10 Pf. Bei der Postzeitung ab 10 Pf. Bei der Postzeitung ab 10 Pf.

Nr. 238.

Montag, 13. Oktober 1913.

8. Jahrgang.

Diese Nummer umfasst 8 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

In Dresden erfolgte gestern in Gegenwart des Königs Friedrich August die Weihe des sächsischen Kolonialkriegerdenkmals.

In einem neueren Telegramm wird die Zahl der Opfer der Katastrophe des Dampfers Volturno auf 186 angegeben.

Der Präsident von Mexiko Huerta hat den Kongress suspendiert und 110 Abgeordnete verhaften lassen.

In Neu-Kamerun sind im Sembe-Bezirk Unruhen ausgebrochen, bei denen Faktoren geplündert wurden.

König Konstantin von Griechenland ist in Saloniki eingetroffen und hat auf dem Marktplatz bei einer Parade eine Proklamationsrede an die Truppen gelesen.

Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat in Dundee in einer längeren Rede gegen den Großgrundbesitz Stellung genommen.

*) Die Artikel folgen an anderen Stellen.

Der Kampf um Sulzer.

Als der Gouverneur des Staates New York seinen Kampf gegen Tammany Hall, gegen die strapellosen Wahlmänner und Geschäftspolitiker, diese Schmarotzer der amerikanischen Demokratie, mutig eröffnete, da sah man seinem Beginnen mit freudigen Hoffnungen zu. Man dachte an eine Reinigung der politischen Atmosphäre und hielt eine recht gesunde und ein für allemal entscheidende Bloßstellung der alten Parteipraktiken für möglich. Denn daß Sulzer nicht ohne gewichtiges Material gegen die aufzutretenden Waage, die ihn selbst sein Amt verschaffen und weiterhin die öffentliche Meinung diktatorisch beherrschen, galt als selbstverständlich. Nun ist das Verfahren schon seit einigen Wochen im Gange. Was es aber gebracht hat, ist eine bittere Enttäuschung für die Reformpolitiker. Denn soviel zeigt sich schon jetzt: die stärksten Waffen hat nicht der Gouverneur Sulzer, sondern die Vertretung von Tammany Hall in der Hand. Der frühere Rechtsanwalt, von Geburt ein Ire, der seinen deutsch klingenden Namen erst von seinem Stiefvater ange-

nommen hat, ragt aus der Reihe der politischen Kletterer nicht so hoch heraus, daß er der korrupten Geschäftspolitik gefährlich sein könnte. Zuviel verbanke er selbst deren Hilfe und zu wenig der eigenen Kraft. Und statt der wahren Schwächung wird Tammany Hall von dem Verfahren gegen Sulzer nur eine bedauerliche Stärkung erfahren. Weniger wie je wird sich nach dem Sulzerprozeß ein Politiker, der nicht sein Fortkommen aufs Spiel zu setzen denkt, noch gegen die Volkspolizei zu wehren wagen. Es wäre ja freilich noch möglich, daß Sulzer frei gesprochen würde. Der Schuldspruch erfordert eine Zweidrittelmajorität, und daß die Gegner von Tammany Hall, die namentlich auf dem Lande sitzen, ein Drittel der Richter für sich gewinnen könnten, braucht nicht ganz ausgeschlossen zu sein. Aber wahrscheinlich ist's trotzdem nicht. Das Oberhaus des Staates New York, das über seinen Gouverneur zu Gericht zu sitzen hat, findet zu viel handgreifliche Tatsachen vor, die zu Sulzers Ungunsten sprechen. Und er selbst hat sein Heil weniger in der sachlichen Rechtfertigung als vielmehr in juristisch-formalen Einwürfen gegen das Vorgehen der Gegner gesucht. Davon gewinnt man nicht gerade den Eindruck moralischer Ueberlegenheit.

So ist der ganze Prozeß nicht mehr, was man von ihm erwartete, ein Ringen großer prinzipieller Gegensätze: die Geschäftspolitik — die Staatsinteresse und Ueberzeugungstreue! — sondern ein Familienzwist, der sich aus anfänglich kleinen Reibungen schließlich zu so hitziger Leidenschaftlichkeit verflücht, daß er der Oeffentlichkeit nicht länger verborgen bleiben konnte. Das Geschöpf wollte murren gegen seinen Schöpfer, da läßt dieser es seine ganze Macht fühlen und zeigt dabei der erstaunten Welt mit hynischer Offenheit, wie sehr sein Geschöpf aus gleichem Holz, wie er selbst geschnitten ist. Sulzer hat Wohlgefallen für Privatworte verbraucht, er hat dies getan, trotzdem er eilich beruhigern müßte, sie nur ordnungsgemäß verbandt zu haben, er hat die Abgeordnete für seine Zwecke einzuschüchtern versucht und ähnliche Dinge mehr. Mit ihnen auf dem Gewissen hätte er ja trotzdem noch sehr wohl Gouverneur bleiben können — aber eben nur als gefügiges Werkzeug von Tammany Hall und den dazu gehörigen Kletterern. Eine Straße führt der andern kein Auge aus: gegen diesen Grundtat verstoßen zu haben, das war Sulzers eigentliches Verbrechen. Und das wird er nun so oder so büßen müssen. Tammany Hall aber kann lachen. Jetzt schon! Der Hauptzweck ist schon erreicht. Die Gegner fühlen ihre Schwäche. Und so häufig sind die Disziplinverfahren gegen Gouverneure auch in den demokratischen Vereinigten Staaten nicht, daß man sie nicht als imponierendes Wagnis betwundert. Von den acht bisher überhaupt in der Geschichte der Union ba-

getretenen Fällen haben nur zwei das Ziel der Amtsentsetzung erreicht. Es ist also immerhin ein Schauspiel, das Ausschauen macht. — Zur Ehre gereicht es der amerikanischen Demokratie von heute freilich keinesfalls, denn um mißgünstige Feindschaften gieriger Kletterer unter diesen ausstragen zu lassen, dazu haben die Gesetzgeber die Bestimmung des Weisungsverfahrens sicher nicht in die Verfassung aufgenommen. Man stellt, die rechten Gesetze tun's noch nicht, wenn der rechte Geist fehlt.

Die Preußengängerei.

(Von unserem Berliner Mitarbeiter.)

In den letzten Jahren ist vielfach der Vorschlag aufgetaucht, die einheimischen Arbeiter gegen die Konkurrenz fremder Arbeiter durch gesetzliche Maßnahmen, eine neue Beschränkung oder Erschwerung der Einwanderung, zu schützen. Die Leute, von denen diese Anregung ausging, hatten natürlich keine Ahnung von dem Ernst und dem Umfang der Leuten auf dem Lande, von der Unmöglichkeit, die landwirtschaftliche Produktion ohne die Heranziehung ausländischer Arbeiter im alten Umfange fortzusetzen. Soweit die osteuropäischen Preußengänger in Frage kommen, scheinen die Regierungen der Auswanderungsländer jenen Leuten ihre Sorgen abnehmen zu wollen. Die gesetzgebenden Körperschaften in Oesterreich haben sich wiederholt mit Vorschlägen, der Auswanderung nach Preußen zu steuern, befaßt und es ist anzunehmen, daß dort den Auswanderungsfähigen der Fortzug von den Behörden in dem Maße erschwert werden wird, wie der Einfluß des Slawentums auf die innerpolitischen Verhältnisse in Oesterreich wächst. Die Staaten betrachten dort die ganze Frage vom Standpunkte ihrer politisch-nationalistischen Interessen und ergreifen darum über die angeblich schlechte Behandlung der Preußengänger Schauermaßnahmen. Inzwischen schließt sich die russische Regierung an, den ostelbischen Landwirten wie den westdeutschen Industriellen den Bezug von Arbeitern aus Rußland zu beschneiden. Das russische Ministerium des Innern will eine ganze Reihe von Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der sogenannten Preußen oder Preußengänger durchzuführen. Es sollen Verhandlungen mit der deutschen Regierung angestrengt werden, um die ganze Frage auf diplomatischem und legislativem Wege zu ordnen. Die wichtigsten Punkte bestehen in einer Unterbindung der Tätigkeit der Werbeagenten und in der Beschaffung jurisdiktorischer Hilfe durch die russischen Konsuln bei den deutschen Gerichten. Sollte diese Maßnahme auf Schwierigkeiten in Deutschland stoßen, so wird russischerseits ein Verbot der Preußengänger für zwei bis drei Jahre geplant.

Was ein derartiges Verbot zu bedeuten haben wird, erhellt daraus, daß im Jahre 1911/12 von der Federallegitimationszentrale an rund 274000 russische Arbeiterlegitimations-

Denn erstens kommt es anders.

Erzählung von Stefan Bey.

Recht bald verboten.

Nein, er träumte nicht! Es ging alles mit rechten Dingen zu — da lag ja noch der Brief vor ihm auf dem Tisch. Mit vor Aufregung zitternden Händen griff er abermals nach dem Schreiben und begann es sich selbst von Anfang bis zu Ende vorzulesen. Ein Irrtum war nicht möglich, denn da stand Schwarz auf weiß in großer, deutscher Schreibmaschinenchrift folgendes:

Mr. James Smith, Hr.

Sehr geehrter Herr!

Wir haben die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß nach dem Tode unseres Klienten Mr. Hopkins das Vermögen des Verstorbenen im Betrage von 1 Million 841 682 Mark 67 Pfennig Ihnen, als dem einzigen gesetzlichen Erben, zufällt, da sich auf unsere im Laufe der letzten sechs Monate überall erlassenen Ausrufe keine näheren Verwandten des Verstorbenen als Erben gemeldet haben. Wir ersuchen Sie deshalb, zum Zwecke der Antretung der Erbschaft baldmöglichst bei uns vorzusprechen zu wollen, und zeichnen, stets gern zu Ihren Diensten, mit vorzüglicher Hochachtung

Miller u. Berlin, Rechtsanwält.

Oncel Hopkins war also gestorben! Derselbe Oncel, der bisher niemals etwas von sich hören ließ und die Briefe seines Kassen nicht zu beantworten pflegte. Aber ein nobler Charakter war er — das ließ sich nicht bestreiten! Um der Millionenerbschaft willen konnte man dem Oncel schon einiges verzeihen! So dachte James Smith, der junge Buchhalter, als er den Brief der Rechtsanwältin zum dritten Male aufmerksam durchlas. Dann aber warf er das Schreiben mit einem unartikulierten Gebüll zu Boden und streckte die Arme in überfüllender Freude zum Himmel: Er war reich! Jetzt erst kam ihm das richtig zum Bewußtsein. Er war reich! Eine ganze Million und dazu noch beinahe eine halbe gehörten ihm! O, was konnte man sich da nicht alles

selben! Mit einer Gebühr des Abheuers hob er den Lettert weilt von sich, auf dem sein Frühlind in Gestalt eines wenig appetitlichen Wurstspießes lag. Dann barg er den Brief in der Brusttasche und erhob sich. Was machen wir nun zuerst? dachte er laut. Gleichsam als Antwort auf diese Frage öffnete sich nun die Stubentür und Bessy, das junge Dienstmädchen, betrat das Zimmer, um den Frühstückstisch abzuräumen. Mit Erstaunen sah sie, daß der Mieter noch anwesend war: Nanu, Herr Smith, Sie sind noch hier? Was ist denn passiert? Gehen Sie heute nicht ins Bureau? Oder haben Sie das große Los gewonnen? Sie haben es diesmal fast erraten, Bessy antwortete Smith, ich bin tatsächlich plötzlich zum reichen Mann geworden! Haha, ein guter Witz, lachte das Mädchen und begann den Tisch abzuräumen, aber ich würde Ihnen trotzdem empfehlen, sich jetzt schnell auf die Beine zu machen, sonst kommen Sie wieder zu spät wie neulich. Und außerdem ist die alte heute wieder in kampflustiger Stimmung und kann jeden Augenblick hereinkommen. Smith hob plötzlich eine lustige Geste durch den Kopf — die Stunde läßt ihm gelommen, wo er sich endlich an seiner zänkischen und ewig würgelnden Zimmerwirtin rächen konnte. Kurz entschlossen wandte er sich an das Dienstmädchen: Rufen Sie mir doch bitte Frau Flickburn und sagen Sie ihr, ich wüßte Sie sofort zu sprechen.

Als die behäbige, rauhe Zimmerwirtin nach wenigen Minuten mit kampfbereit in die Hälften gestemmten Händen in Begleitung des neugelegenen Dienstmädchens das Zimmer ihres Mieters betrat, sah dieser seelenruhig im Sessel hinter einer Zeitung und rauchte, dem strengen Gebot der Wittin zuwider, gemächlich seine Pfeife. Sofort nahm Frau Flickburn Kampfstellung an, warf den Kopf in den Nacken und begann aus voller Kehle zu keifen: Was sind denn das für neue Angewohnheiten, in meinem Hause Pfeife zu rauchen? Damit die Garsbuben recht schwarz werden? Und überhaupt: wollen Sie, Hochwohlgeborenen heute gar nicht zur Arbeit gehen? Oder soll ich ein Automobil für den Herrn Grafen holen lassen? Sie hielt in ihrer Gardinenpredigt inne, um Luft zu schöpfen, allein hinter der Zeitung rührte und regte sich nichts. Das ging der guten Frau denn doch über

die Hüßschnur, und sie setzte ihre Sprechwerkzeuge von neuem in Tätigkeit: Vielleicht beliebt es dem gnädigen Herrn, seine Zeitungslektüre zu unterbrechen? Und außerdem pflegen ordentliche Leute ihre Miete pünktlich zu bezahlen! Heute ist schon der sechste, und ich habe noch immer kein Geld von Ihnen gesehen! Nun ließ Smith langsam die Zeitung sinken und warf einen erstaunten Blick auf seine Wittin. Ach so, Sie sind's, Frau Flickburn? Ich hatte schon ganz vergessen, daß ich Sie rufen ließ, sagte er mit unerschütterlicher Ruhe, ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß das Frühstück direkt widerwärtig zubereitet war, und den Kaffee scheinen Sie ja wohl mit Spülwasser zubereitet zu haben. Das geht wirklich auf die Dauer nicht mehr. Waaaaa? rief die Wittin, und ihre Augen begannen unheilvollerleuchtend zu funkeln, mein Kaffee ist Ihnen nicht gut genug? Und dabei keine Miete zahlen? Sie denken wohl, mein Haus ist eine Wohl-tätigkeitsanstalt? Smith erhob sich nun, ohne ein Wort zu sagen, ging an seinen Schrank, entnahm diesem sein Portemonnaie mit seinem ganzen Kapital, das hundertvierzig Mark betrug, und wandte sich dann wieder der Wittin zu: Ich muß Ihnen gestehen, daß mit Ihr gräßlicher Fraß ebenso widerlich geworden ist, wie Sie selbst. Ihr Haus ist die schlimmste Spekulanz in der ganzen Straße, und ein anständiger Mensch darf wirklich nicht bei Ihnen wohnen. Ich habe mich deshalb entschlossen, auszugehen. Schreiben Sie mir: also eine Quittung aus, und Sie sollen dann Ihr Geld sofort haben.

Frau Flickburn gitterte förmlich vor Wut, als sie diese Worte vernahm, während das Dienstmädchen hinter ihrem Rücken schadenstrotzend grinste. Allein sie war eigentlich doch ziemlich furchtsamer Natur und empfand genau, daß sie gegen die Frechheiten ihres Mieters nicht aufkommen konnte. Deshalb begnugte sie sich damit, ihm einen durstbohenden Blick zuzuworfen und schämte dann die Tür hinter sich zu. Das haben Sie der Alten aber sein gegeben, Herr Smith, sicherte das Dienstmädchen zufrieden, allein wollen Sie denn wirklich von uns forziehen? Haben Sie denn tatsächlich soviel Geld bekommen? Smith lachte laut los: Sie sind ein gutes Mädchen, Bessy. Ich ziehe tatsächlich von hier fort, aber ich werde